

KLEINE TEEOLOGIE DES LEBENS

„Wahre Begebenheiten“, erzählt von
Edmund Bünting

Edmund Bunting, „Kleine Teeologie des Lebens“

© 2010 Edmund Bunting

Satz: Edmund Bunting

Druck: MV-Verlag, Münster

Meiner geliebten Frau Heike

Inhalt

Vorbemerkungen	6
Schnappschuss	8
Insel-Teeologie	16
Unglaubensforschung	23
Propaganda.....	28
Grillen mit Hund	34
Achthundert Jahre nach der Endzeit.....	40
Ritter Hardtschwerd erlegt seinen letzten Drachen	49
Prämortale Gymnastik	60
Der Talisman	64
Was ist eigentlich eine gute Geschichte?	71
Reise nach Zürich.....	78
Johan und Quintus	93
Nachbemerkung.....	96

VORBEMERKUNGEN

Nach dem unerwarteten Erfolg meines ersten Büchleins „Damit das auch lohnt! Erlebnisse in einer lippischen Kirchgemeinde.“ – ein schonungsloser Tatsachenbericht mit stark autobiographischen Zügen – wurde ich von einem meiner treuesten Lesern (d.h. mir selbst) aufgefordert, möglichst bald eine Sammlung von kleinen Erzählungen folgen zu lassen. Nun, hier ist sie! Es handelt sich um eine Reihe von Texten, die zum Teil einer frühen Zusammenstellung mit dem Arbeitstitel „Buch der Anfänge“ entstammt, die aber nie veröffentlicht wurde, und die bis auf das Jahr 2002 zurückgeht. Vielleicht erkennt der geneigte Leser, die geneigte Leserin die jüngeren Texte an ihrer größeren Sachlichkeit, vielleicht aber auch nicht. Allen Texten gemeinsam ist, ähm, eigentlich nichts. Insofern ist der Titel dieses Buches auch etwas irreführen. Natürlich handeln alle Texte vom Leben – oder auch vom Sterben,

was ja letztlich dasselbe ist – in irgendeinem sehr weiten Sinne. Vom Tee handelt aber nur ein Kapitel.

Sei's drum. Ich will hier einfach bekennen, dass viele, wenn nicht alle der folgenden 12 Abschnitte letztlich aus purer Lust am Schreiben, am Spielen mit Worten und Gedanken, entstanden sind. Oft genug sind sie nichts weiter als Fingerübungen bzw. erste literarische Gehversuche. Dass ich dennoch die Unverfrorenheit besitze, diese drucken zu lassen, als handele es sich dabei um tatsächlich Druckenswertes, hat schlussendlich nur einen Grund: Ich habe für diese Jahr noch keine Weihnachtsgeschenke!

SCHNAPPSCHUSS

Nachdem ich auf der Insel Lumelooge eine Woche lang mit meiner neuen Digitalkamera viele schöne Fotos gemacht hatte, fiel mir auf dem Rückweg ein, dass ich selbst ja auf keinem einzigen dieser Fotos zu sehen war. Dumm. Was nun? Sollte ich einfach zu Hause ein Bild von mir machen lassen mit einem neutralen Hintergrund oder vor einem Nordsee-Poster? Oder jetzt noch in aller Hektik mit dem Zeitauslöser herumfummeln? Kurz entschlossen sprach ich den nächstbesten Menschen an, der mir am Bahnhof Norddeich Mole entgegenkam.

„Hallo, entschuldigen Sie bitte – könnten Sie vielleicht ein Foto von mir machen, mit dem Schiff im Hintergrund? Einfach auf den Knopf hier drücken, geht ganz schnell“.

„Ja gerne, kein Problem. Stehen sie bequem, Kopf etwas nach links, Bauch rein,

Brust raus, und hier kommt das Vögelchen... Kuckuck!“

„Ja, also dann vielen Dank auch. Ist das Foto denn was geworden?“

„Welches Foto?“

„Na, das Foto, dass Sie gerade von mir gemacht haben!“

„Ich hätte ein Foto von Ihnen gemacht – wie das denn?“

„Na, eben gerade, mit meiner Digitalkamera!“

„Mit *Ihrer* Digitalkamera?“

„Ja doch, die halten Sie doch noch da in der Hand!“

„Wie, Sie meinen *diese* Kamera hier? Wie kommen Sie denn darauf, dass das *ihre* Kamera wäre?“

„Wie bitte? Ich glaub ich hör wohl nicht recht...!“

„Wieso? Das hier ist ganz klar meine Kamera, schon immer gewesen. Hat mir neulich ein Freund geschenkt, weil er sich eine neue gekauft hat. Das kann der jederzeit bezeugen!“

„Also hören Sie mal! Das ist ja unerhört! Das ist ja... Diebstahl, ganz gemeiner Diebstahl ist das!“

„Jetzt werden Sie mal nicht beleidigend, ja? Wie ich schon sagte: Ich habe einen Zeugen, und was haben Sie? Nichts! Keinen Zeugen, keine Beweise, keine Kamera. Pech gehabt. Sie können mich gerne anzeigen, es glaubt Ihnen ja doch keiner. Wahrscheinlich haben Sie Ihre Kamera irgendwo verloren, oder es hat sie jemand geklaut?“

„Ja, genau, und zwar *Sie!*“

„Ich verbitte mir diese Unterstellungen – *das hier* ist ohne jeden Zweifel *meine* Kamera! Fertig. Ende. Aus.“

„Aber die Bilder – da sind doch über 200 schöne Bilder drauf, die ich alle hier gemacht habe. Ich weiß noch ziemlich genau, was ich aufgenommen habe. Das ist der Beweis! *Ich* weiß, welche Bilder auf dem Chip sind, aber *Sie* nicht. Los, ab zur nächsten Polizei!“

„Sie haben mir gar nichts zu sagen! Sie können ja alleine zur Polizei gehen, wenn es Ihnen Spaß macht. Aber einen Chip mit Ihren Bildern drauf werden die bei mir ganz bestimmt nicht finden. Also vergessen Sie es doch einfach, in Ordnung?“

„Nein, das ist *nicht* in Ordnung! Geben Sie mir wenigstens die Speicherkarte mit meinen Fotos, die sind nicht mit Geld zu ersetzen...“

„Wieso nicht? Versuchen Sie es doch!“

„Wie meinen Sie das...? Sie Schuft! Na gut, ich gebe ihnen 20, dafür können Sie sich, wenn Sie wollen, eine andere Speicherkarte kaufen.“

„Zwanzig? Mehr sind Ihnen Ihre schönen Bilder nicht wert?“

„Hm, dann eben 50. Aber das ist mein letztes Wort! Sonst fahre ich zurück und mache den Urlaub noch mal!“

„Dann geben Sie mal her! Aber ich will Bares sehen, klar?“

„Ja klar, warten Sie mal... oh, ich habe nur einen Hunderter, die hab ich sonst nie.“

„Kein Problem, ich kann wechseln, geben Sie her... “

„Hier bitte – he, wo bleibt mein Wechselgeld?“

„Welches Wechselgeld?“

„Für den Hunderter, den ich Ihnen gerade gegeben habe!“

„Welchen Hunderter?“

„Den Sie da in der Hand haben...!“

„Welchen, den hier? Den ich gerade hier auf dem Boden gefunden habe?“

„Ach, von mir aus, das ist mir jetzt auch egal. Geben Sie mir jetzt endlich die Fotos, mein Zug fährt gleich ab.“

„Welche Fotos?“

„Die Fotos in der Kamera, die Sie mir weggenommen haben...ich meine, die Ihnen Ihr Freund geschenkt hat.“

„Was wollen Sie nur immer mit meiner Kamera? Wollen Sie sie vielleicht kaufen?“

„Ich? Ich soll Ihnen *meine* Kamera abkaufen? Auch das noch! Hm, also gut, aber nur zusammen mit dem Speicherchip und allen

Bildern, die da drauf sind. Was soll sie denn kosten?“

„Sagen wir 300, aber nur weil Sie es sind.“

„Dreihundert? Hm, ist... ist sie denn überhaupt so viel Wert? Zeigen Sie mal her!“

„Hier, sehen Sie sich das an. Ist praktisch wie neu!“

„Ja, sieht wirklich wie neu aus. Wie gut die in der Hand liegt, und so klein...“

„Ja, genau. Aber jetzt her mit der Kohle!“

„Welche Kohle?“

„Die 300 für die Kamera, her damit!“

„Welche Kamera? Diese hier etwa? Die habe ich letzte Woche doch erst gekauft! Und schauen Sie – da sind ja auch alle meine Bilder drauf! Noch Fragen? Ach ja, bitte lächeln... Danke! Jetzt gehe ich Sie

anzeigen, zusammen mit diesem 1a-Fahndungsfoto...“

„Moment mal, das können Sie doch nicht machen!“

„Doch, das kann ich. Und das werde ich auch – es sei denn, Sie geben mir sofort meinen Hunderter wieder!“

„Na gut, hier, nehmen Sie, aber gehen Sie bitte nicht zur Polizei. Löschen Sie das Bild, ja?“

„Ja. Wenn ich wieder zu Hause bin. Das glaubt mir da sowieso keiner...“.

INSEL-TEELOGIE

Als ich vor ein paar Jahren mal eine Woche alleine auf Lumeloog war, stellte ich mir die folgende Frage: Was soll man den ganzen Tag sinnvolles machen, bei klassisch-friesischem Sommerwetter (mindestens ein Schauer pro Stunde), umgeben von – gemessen am Wetter – viel zu braunen Rentnern (denen es auf Malle im Sommer vermutlich jetzt zu heiß ist) und von glücklichen, jungen Familien (mit Kinderwagen, die mehr kosten als ich je für ein Auto ausgegeben habe)?

Was treibt ein unternehmungsfreudiger Ü40-Single also auf Lumeloog? Er trinkt Tee. Um sich die Zeit zu vertreiben. Und um die Grundlagen der friesische Kultur zu ergründen. Ein unverzichtbares Markenzeichen der Ostfriesen ist ja ihr Tee. Vielmehr, die ostfriesische Teezeremonie, wie man eigentlich schon sagen muss. Lose Teeblätter in der Teekanne, Stövchen, flüs-

sige Sahne und dicke Kandisbrocken sind dazu unbedingt notwendig. Dass die ostfriesische Vorliebe für Tee auf die napoleonischen Kriege zurück ginge und die ganz eigene Interpretation des französischen Jubelrufs "Liberté" sei, ist aber vielleicht nur ein flacher Witz.

Wie auch immer – ein Markenzeichen muss vermarktet werden. Das sagen sich auch die Küstenbewohner diesseits und jenseits des Schlickwatts. Um mir nun ein Bild vom aktuellen Ostfriesentee-Angebot zu machen, untersuchte ich die Lokalitäten der Insel systematisch von Osten nach Westen.

Mein erster Versuch war das Restaurant-Cafè am Flugplatz. Ein schöner Ausflug, keine Frage, aber teemäßig völlige Fehlanzeige. Hier gibt es nur die australische Variante: Beuteltee.

Versuch Zwei führt mich in das Café Friedrichsruh. Schöne Aussicht aufs Watt und

die Dünen. Nette, aufmerksame, gutaussehende, aber auch etwas plüschige Kellner. Der Tee: Ohne Stövchen, aber immerhin die Blätter lose in der Kanne, mit Teesieb. Die Sahne: Leicht eingetrocknet im Kännchen. Der Kandis: Zu klein! Die erste Tasse schmeckt nach Spülmittel. Billige Teesorte. Das sind offenbar keine Teeliebhaber hier. Eher Fans von Käse-Sahnetorte, hm?

Weiter geht's über das Lütje Teehus im Ort, das leider gerade wegen einer Familienfeier geschlossen hat. Schade, das hätte eigentlich der Referenztee und die Messlatte für alle anderen Teeanbieter werden sollen.

Das kann bei Versuch Drei nicht passieren: Café Domäne Lumeloog, angeblich vorletztes Café vor der Insel Birkum. Eine Kanne aus Blech auf einem ziemlich schmutzigen Stövchen. Tee lose, aber ohne Sieb. Kellner lahm. Doch, der Tee schmeckt einigermaßen. Nur Bezahlen ist am Tisch scheinbar nicht möglich. Ich also gehe zur Theke und

bemerke lässig: „Ich geh dann mal wieder...“ Der Wink mit dem Bühnenpfahl.

„Äh, tja...?“, fragender Blick.

„Ich hatte eine Kanne Ostfriesentee!“

„Ja, das wären dann 3,70 €...“

„Hier“, ich gebe ihm das abgezählte Kleingeld.

„Stimmt ja ganz genau!“, leicht verwundert.

Klar stimmt das ganz genau, du Stoffel, was denn sonst? Denkst du etwa, dass die Gäste dir das Trinkgeld hinterhertragen?

Letzter Versuch, Nummer Vier, falls jemand mitgezählt hat. Die Domäne Kaiser Wilhelm, ganz am westlichen Ende der Insel, und dann vermutlich letztes Café vor Birkum. Es gibt losen Tee in der Filtertüte, aber sei's drum. Die Sorte ist richtig gut. Porzellankanne mit Stövchen, hübsch sau-

ber, genauso wie das restliche Geschirr auch. Mit 3,10 € ist das hier sogar die preiswerteste Version, aber dafür herrscht auch viel Betrieb. Die nervige Selbstbedienung inkl. Schlange stehen erinnert an McDonalds, auch wenn das Haus sonst Atmosphäre hat, mehr als die anderen jedenfalls.

Fazit meiner Teeforschung: Ostfriesentee ist nicht gleich Ostfriesentee. Vielleicht waren einfach zu wenig Ostfriesen zugegen? Es war kaum zu überhören, dass die ostdeutschen Idiome in den Ferienorten – zumindest im Sommer – so etwas wie eine zweite Amtssprache geworden ist. Die Eminenzen im Hintergrund sind immer noch die echten Friesen, die mit den friesischen Großmüttern, also Leute, die meistens Nachkommen von Strandräubern und Flachwasserpiraten sind (und unter denen es nicht wenig eingefleischte Kaffeetrinker gibt – aber egal).

In keinem der besuchten Etablissements haben irgendwelche Ostfriesen gedient. Ostfriesen lassen wohl eher dienen. Da darf man sich nicht wundern, dass das Nationalgetränk in der wirklichen Realität mehr oder weniger degeneriert ist. Aber Markenzeichen müssen nun mal irgendwie vermarktet werden. Und so viele hat Ostfriesland offenbar nicht davon. Natürlich gibt es überall schwarzbunte Kühe, Windräder, Deiche, Wiesen, Kanäle und Schlick. Aber den kauft keiner.

Ich muss noch nachtragen, dass es natürlich viel mehr Orte und Gelegenheiten auf Lumeloog gibt, wo man den echten Ostfriesentee in allen Qualitätsstufen bestellen und genießen kann. Genau genommen gibt es kaum eine Wirtschaft, Pension oder Hotel, wo es ihn *nicht* gibt. Ausgezeichneten Tee bekommt man z.B. im Kurhaus, dem vermutlich ersten und vielleicht auch besten Haus am Platz. Wenn man da zum ohnehin schon sehr üppigen Frühstück nur 60 oder 70 Kannen Ostfriesentee trinkt, hat

man die Übernachtung für zwei Personen in der Junior-Suite praktisch für umsonst gehabt.

Glanz und Elend, Armut und Reichtum, Sonne und Regen, Wasser und Land ... nur an wenigen Stellen liegen diese Gegensätze näher beieinander als auf den ostfriesischen Inseln. Diese Inseln sind so etwas wie der ostfriesische Superlativ, die höchste Steigerung Ostfrieslands, soweit dies überhaupt möglich ist. Der Tee ist aber leider oft nur Mittelmaß.

UNGLAUBENSFORSCHUNG

Es ist eine allgemein bekannte Weisheit, dass der Glaube Berge versetzt. Ich habe das selber mal ausprobiert, denn das hätte *die* Revolution im Tiefbau sein können. Aber es hat nicht funktioniert. Möglicherweise war mein Glaube nicht groß oder rein genug, jedenfalls hat sich nichts bewegt. Wahrscheinlich benötigt man sowohl eine sehr große Menge wie auch einen besonders qualifizierten Glauben, um nennenswerte Erdbewegungen auszuführen. Da sich die Topographie hierzulande in letzter Zeit kaum geändert hat, könnte man daraus ableiten, dass die Menge an Glauben insgesamt nicht mehr besonders groß ist. Das würde sich auch mit der Einschätzung der Kirchen decken. Andererseits könnte der Glaube aber auch Berge an ihrem Platz halten, was ja nicht unbedingt schwieriger sein dürfte.

Folglich zeigt ein eher statisches Landschaftsbild vielleicht einfach einen Paradigmenwechsel im Volksglauben an. Somit könnte gerade eine besonders große Glaubensmenge dafür verantwortlich sein, Berge am ziellosen Umherwandern zu hindern. Nur vollzieht sich ein solcher Wechsel, gerade wenn man an die hiesige Bevölkerungsdichte denkt, ja wohl kaum gleichzeitig bei allen Gläubigen. Zu gewissen Zeiten hätten Ungleichgewichte in den Glaubensmengen bezüglich einzelner Erhebungen daher zu tektonischen Unruhen führen müssen.

Ich kam also zu dem Schluss, dass entweder der Glaube doch keine geologische Kraft entfaltet, oder dass eigentlich niemand je wirklich an wandernde Berge geglaubt hat, und somit die natürliche geographische Beständigkeit zusätzlich mit, nennen wir es einmal "indirekten", Glaubenskräften stabilisiert wurde. Umfragen zufolge glauben in der Tat mehr als 83 Prozent aller zwischen 20 und 60 jährigen,

dass Berge da gut aufgehoben sind, wo sie sich gerade befinden. Außerdem glauben 97 Prozent ausdrücklich nicht daran, dass geistige oder seelische Kräfte ausreichen, um Berge oder auch nur kleine Erdhäufchen zu bewegen. Offensichtlich handelt es sich hier um eine bisher wenig beachtete reziproke Glaubenskraft, früher auch etwas abfällig als "Unglaube" bezeichnet. Dieses Phänomen basiert auf der Tatsache, dass an viele Dinge explizit nicht geglaubt wird. Diese werden damit sozusagen zu inversen Glaubensgegenständen. Die sich in diesem ausdrücklichen Nichtglauben manifestierende Kraft könnte durchaus vergleichbare Größenordnungen wie die klassische Glaubenskraft erreichen, nur gewissermaßen mit umgekehrten Vorzeichen.

Es wurde in jüngerer Zeit die Hypothese aufgestellt, dass sich die positiven und negativen Glaubenskräfte in einem sensiblen Gleichgewicht befinden und sich im Allgemeinen ständig neutralisieren. Andere

Meinungen gehen jedoch eher in die Richtung, den negativen Glaubenskräften eine überwiegende und damit eine auch geographisch stabilisierende Wirkung zuzusprechen. Es eröffnet sich uns hier auf jeden Fall ein interessantes und neues Forschungsgebiet, nämlich die "Unglaubensforschung", wobei die Ähnlichkeit zur Elementarphysik sicher kein reiner Zufall ist: Glaube und Antiglaube als Grundbausteine des metaphysischen Kosmos.

Trotz heftiger Proteste führender Vertreter aller Kirchen und Religionsgemeinschaften wurde ein von der Friedrich-Naumann-Stiftung, der Deutschen Bundesbank und der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderter Lehrstuhl für "Inverse Glaubensforschung" am Institut für Weltanschauungsmarketing der International Business University zu Warendorf gegründet. Verfechter der neuen Lehre sehen gerade in den Protesten der Kirchenmänner, welche nicht an den Sinn dieser Forschung glauben, den Beleg für die Richtigkeit der

Grundannahmen dieser noch jungen Wissenschaft.

PROPAGANDA

Agnes legte die Blätter auf den Schreibtisch. Ächzend stand sie von ihrem harten Stuhl mit dem durchgesessenen Polster auf. Wieso muss ich mir immer diesen Quatsch antun, dachte sie, nicht zum ersten Mal an diesem Tag. Das Manuskript war nicht nur schlecht, es war grauenhaft! Sie schaltete das Radio ein, es war spät, sie spielten eine Art modernen Jazz. Die verworrene Musik passte zu ihrer Stimmung.

Warum brachte diese Gesellschaft immer wieder ansonsten ganz normale Leute dazu, ihre kostbare Freizeit dafür zu opfern, grässlich unoriginelle und vor allem lange Abhandlungen oder Geschichten zu verfassen, mit denen sie wiederum die (schlechtbezahlte) Zeit anderer Leute verschwendeten. Diese geballte Ignoranz, dieses laienhafte Stümpertum, diese Konglomerate aus halbverdauten Trivialromanen, TV-Serien und -Rätselshows. Alles Schrott,

Müll, krankhafter Auswurf einer zunehmend sprachlosen Gesellschaft. Streng genommen war dieses Papier nur zum Kaminanzünden zu gebrauchen, und dafür könnte man die Schrift zur Not auch weglassen...

Sie holte sich eine Flasche Bier aus der Küche und ließ sich mit einer Tüte Kartoffelchips auf das riesige blaue Sofa fallen, legte die Füße auf den grünen Sessel. Draußen war es fast dunkel, am Abendhimmel blinkten einige blasse Sterne. In ein paar Tagen würde der Mond voll sein, im Moment stand er noch unter dem Horizont, von wo er ein diffuses Unlicht verbreitete.

Agnes versuchte, ihre Gedanken in eine positive Richtung zu lenken. Wie es wohl wäre, jetzt auf irgend einer kleinen griechischen Insel zu sitzen, am Strand, vor einer kleinen Bar, mit ein paar netten, einheimischen Männern, die sich außerhalb der Saison auch bei dicken Frauen Mühe gaben.

Aber bitte bloß nicht da, wo dieser schmierige Serien-Autor wohnte, der drei oder vier Drehbücher im Jahr schrieb, für jeweils eine Folge dieser abstrusen Fernsehserie, die aus völlig unerfindlichen Gründen offenbar immer noch von so vielen Leuten gesehen wird. Die sich dann, vermutlich zu recht, sagen, hey, das kann ich auch! Nur mit dem Unterschied, dass sie weder ein Segelboot noch die nötige Arroganz besaßen, um jemals ernst genommen zu werden.

Drehbücher – oder was die Leute als solche fabrizierten – waren das Schlimmste. Aber auch die sogenannten Genres, vor allem die Krimis, waren fast immer der letzte Müll, klar, gleich nach den Liebesromanen. Dazu kamen oft die lächerlichsten Pseudonyme als "Künstlername", gerade mal auf dem Niveau von Pornodarstellern, irgendwie fast rührend aufrichtig in ihrer Naivität.

Na ja, und dann gab es diese Schwafler, die mit übertriebenen und ermüdenden rhetorischen Gesten in endlosen Monologen Trivialitäten von sich gaben. Pathetische Plattitüden über die Gesellschaft, Politik, das Leben, wie es ihrer Meinung nach sein sollte, und dergleichen wichtige Dinge. Moralisierende Möchtegern-Intellektuelle aus der Mittelschicht, in jeder Hinsicht mittelmäßig, wohlverdiente und wohlverdienende Polit-Promis imitierend, oder vielmehr deren Ghostwriter.

Aber wie soll man auch anderes erwarten? Fernsehen auf hunderten von Kanälen, Berge von Illustrierten und Magazinen, Bücherfluten ohne Ende – Mist rein, Mist raus! Umsatz, Werbung, Stückzahlen, eine endlose Spirale. Fast unmöglich, dabei noch die Perlen zu finden. Klar gab es auch immer wieder gute, originelle oder einfach geniale Bücher, auch wenn die erfolgreicheren oft gewisse Gemeinsamkeiten aufwiesen, aufgrund ihres Erfolges schnell überbewertet wurden – ein Schneeballef-

fekt, angeheizt durch die Marketingmaschinen der Medienkonzerne. Ein Erfolg basierend auf dem Naturgesetz, dass auch Leute in einer komplexen Welt mit nahezu endlosen Informationsmöglichkeiten am liebsten das tun, was die (vermeintliche oder reale) Mehrheit auch tut. Es erschien ihr so leicht, Meinung zu machen, und es war ja hinreichend belegt, dass beim Wegfallen konkurrierender Interessen den Manipulationsmöglichkeiten praktisch keine Grenzen gesetzt waren. Glaube statt Wissen, eine Überlebensstrategie aus der Steinzeit, die heute jedoch unter dem Deckmäntelchen von Bildung und Rationalität ausufert und alles überwuchert. Volksverdummung durch Informationsflut. Zu jedem Thema gibt es hundert Meinungen und tausend Fragen, zu jeder Frage hundert Antworten, zu jeder These zehn Gegenthesen. Um Fakten zu erschaffen, genügt es im Grunde, eine Aussage nur oft genug zu wiederholen. Nur die Masse verleiht heute noch Gewicht.

Schluss damit, sagte sich Agnes. Sie erkannte die Symptome der Depression, sie hatte das oft, wenn sie zu lange gelesen hatte und davon Kopfschmerzen bekam. Zu viel Sitzen, zu wenig Bewegung, mal wieder zu wenig draußen gewesen. Ab morgen mache ich das alles anders, sagte sie sich, wie fast jeden Abend, und ging ins Bett.

GRILLEN MIT HUND

Margret war schon immer ein bisschen anders als Andere. Einmal ging sie mit ihrem Freund Ron, einem Musikstudenten, im Karlsark spazieren. Es war ein lauer Abend Ende April, die Sonne schien ihnen ins Gesicht, und sie genossen es sehr. Natürlich waren auch andere Leute unterwegs, Jogger, Skater, Mütter mit Kinderwagen und Leute mit allen Formen von Hunden.

So kamen sie an einer Gruppe Jugendlicher vorbei, die sich auf dem Rasen um einen Grill herum niedergelassen hatten und biertrinkend auf das Endprodukt ihrer Bratkünste warteten. Plötzlich schoss ein weißes Etwas an Margret und Ron vorbei und sprang zwischen die Leute am Grill. Ein ziemlich energischer Hund mit weißem Fell hatte sich anscheinend irgendwo losgerissen und unternahm nun einen Blitz-Überfall auf den Würstchenvorrat. Der

Grillmeister versuchte, dem Tier die Würstchenpackung zu entreißen, die es sich geschnappt hatte. Dieser ebenso beherzter als unbedachter Eingriff musste wohl seiner Unkenntnis der Sachlage und speziell der Hunderassen zugeschrieben werden.

Einem Bullterrier sollte man niemals sein Futter streitig machen. Noch viel weniger aber sollte man ihn mit der Würstchenzange bedrohen. Eine Sekunde später hing der Hund am Arm des armen Kerls, wo er sich, einmal festgebissen, nicht abschütteln lies. Der Junge schrie wie am Spieß. Seine Kumpels saßen vor Schreck völlig gelähmt im Gras.

Ron, nur wenige Schritte vom Geschehen entfernt, griff mehr im Affekt nach den Hinterbeinen des wütenden Hundes. Der wandte sich von seinem ersten Opfer ab und lies sich auf den Boden fallen. In dem Augenblick, als Ron ihn losließ, schnappte er nach Rons Hand. Ron schrie auf. Plötz-

lich war überall Blut, es schoss aus seiner Hand. Der Hund hatte ihm tatsächlich den rechten Zeigefinger abgebissen. Doch nur einen halben Augenblick später zerschellte eine Flasche auf dem Schädel des Tieres, das augenblicklich zusammenbrach. Margret hatte nach irgendeinem Gegenstand gegriffen, und dann war es auch schon passiert. Entsetzt starrte sie auf Ron, der plötzlich sehr blass war vor Schreck und Schmerz. Er presste die blutende Hand an seine Brust.

„Verdammt, was ist mit deinem Finger?“ schrie Margret. Den Boden absuchend ging sie um die Stelle herum, wo der Hund lag. Schließlich schob sie ihn vorsichtig mit dem Fuß zu Seite, ohne dass er sich rührte. Von dem Finger keine Spur. Jetzt verwandelte sich ihr erster Schock in Wut. „Verdammte Töle, was hast du mit dem Finger gemacht, hä?“ Sie kniete sich hin und griff zwischen die mächtigen Kiefer – nichts. „Verdammt, er muss ihn verschluckt haben, verdammt, verdammt, verdammt!“

Sie blickte sich kurz um, sah zu Ron, dann zu dem anderen Jungen mit dem blutigen Arm. „Gibt's hier kein Messer?“

„Äh ja, hier liegt eins...“

„Danke.“

Margret griff nach dem Messer, holte einmal tief Luft, sagte noch einmal „Verdammt!“ und schnitt dem Hund die Kehle durch. Das Messer war gar nicht mal so schlecht und ziemlich scharf. Einer der Jugendlichen fiel bewusstlos der Länge nach ins Gras, einer übergab sich lautstark, und die anderen starrten mit großen, ungläubigen Augen auf das Geschehen. Margret rampte das Messer fest entschlossen wieder in den Hals des Hundes. Ohne irgendetwas von Anatomie zu wissen, säbelte sie den Hund auseinander – irgendwo musste der Finger doch sein. Als sie aufblickte, strich sie sich mit ihrer blutverschmierten Hand ein paar Haarsträhnen

aus dem Gesicht. Sie sah die Jugendlichen immer noch wie erstarrt am Boden hocken.

„He, ihr da! Tut doch auch mal was, ja? Ruft einen Krankenwagen oder einen Notarzt oder was. Und dann macht ihr mal einen Verband hier bei Ron – und hey, bei eurem Kumpel da auch! Und jetzt schnell! Bewegung!“

Und weiter ging es mit dem Gemetzel. Und siehe da – irgendwo in so einem knorpeligen Schlauch steckte etwas Längliches. Vorne abschneiden, hinten abschneiden, rein gelangt – und da war der Finger – ziemlich sauber abgebissen. Margret stieß einen Triumphschrei aus, sprang auf und hielt ihren Fund Ron unter die Nase, der ebenfalls prompt das Bewusstsein verlor. In der Ferne hörte man Martinshörner. Eine Würstchenpackung aufgeschnitten, ein Würstchen rauspulen, mit Bier und Eiswürfel auffüllen und den Finger hineinstecken – war das Werk von Augenblicken. Der Finger konnte übrigens tatsächlich

wieder angenäht werden, mit dem professionellen Musizieren war es für Ron allerdings vorbei.

Man erzählt außerdem, dass der Besitzer des Hundes, als er gleichzeitig mit den Sanitätern die Szene betrat, im Gegensatz zu jenen gänzlich die Nerven verlor, als sein Blick auf den zerfleischten Hund und die inzwischen völlig verschmorten Würstchen auf dem Grill daneben fiel. Da musste man noch einen Krankenwagen rufen.

Margret trennte sich später von Ron, weil sie sich in einen Programmierer verliebte. Der war ihr mit dem Fahrrad in die geöffnete Beifahrertür gefahren und mindestens fünf Meter durch die Luft geflogen. Sie besuchte ihn im Krankenhaus, und dann nochmal, und dann nochmal...

ACHTHUNDERT JAHRE NACH DER ENDZEIT

Es ist Februar, die Zeit des Straßenkarnevals, irgendwo in Köln. Viele Leute gehen verkleidet in die Stadt, um sich hemmungslos zu amüsieren. Zwei Männer unterhalten sich in einer düsteren Kneipe. Der eine ist als Mönch verkleidet, der andere als Teufel. Vor ihnen auf dem Tisch reihen sich die leeren Kölsch-Gläser. Der Teufel doziert in einer frommen Anwendung:

“...seit 2000 Jahren wartet die Christenheit darauf, dass der Messias zurückkehrt und die Auserwählten in das neue Jerusalem bringt, in das Paradies, in den Himmel, in die ewige Freude. *Das* nenne ich mal Geduld! Die ersten Christen lebten sogar in der Hoffnung, sie würden diesen Tag vor ihrem leiblichen Tod erleben. Der Apostel Paulus musste einige Gemeinden ermahnen, das tägliche Leben normal weiterzu-

führen, damit nicht alles zum Erliegen kommt.“

“Kenne ich, das heißt bei den Theologen doch Naherwartung!” wirft der Mönch ein.

“Genau! Nachdem aber immer mehr von den ersten Christen gestorben waren, musste sich der Rest wohl oder übel auf ein längeres Warten einstellen und so entstand zwangsläufig die Kirche. Oder genauer: Der Kirchen! Die Theologen gaben sich seitdem viel Mühe, die Rückkehrverheißungen der Bibel zu interpretieren, zu relativieren und wegzudiskutieren. Was will eine so mächtige Organisation wie die Kirche auch mit einem Messias? Der würde ihre Macht doch sofort beenden, wenn er wirklich zurückkäme! Sie würde ihn wahrscheinlich gar nicht anerkennen, nicht anerkennen können. Falls Jesus Christus schon einmal irgendwann versucht hat, zurückzukehren, ist er vermutlich genauso schnell beseitigt worden wie beim ersten Mal. Als Ketzer verbrannt, in ein Irrenhaus

gesteckt, in eine Gaskammer oder was auch immer gerade dran ist....“

“Das kann aber noch nicht passiert nicht sein, denn die Verheißung besagt doch, dass er das Ende der Zeit bringen wird, dass die alte Erde und der alte Himmel vergehen werden, und dass alle Menschen, auch die Toten, gerichtet werden sollen.“

“Na gut, aber wie genau soll das "Ende der Zeit" denn aussehen? Steht Gott nicht über der Zeit? Was ist mit der Ewigkeit? Sie existiert doch die ganze Zeit über! Es muss so was wie eine andere Dimension sein. Sie war schon immer da und wird immer da sein, vielleicht eine Art Paralleluniversum in der die vierte Dimension, die Zeit, fehlt, oder durch etwas anderes ersetzt wird.“

“Ja, möglich, aber was willst du damit sagen?“

“Ich will sagen, dass die Zeit hier auf Erden nach der „Endzeit“ ja auch ganz nor-

mal weitergehen könnte, weil die neue Welt eben "woanders" ist. Jesus kam damals ja auch nicht als der Messias, den seine Zeitgenossen erwarteten. Vielleicht ist das alles ein Missverständnis...?"

"Ein Missverständnis? Wieso?"

"Als Jesus lebte, hat die antike Welt praktisch keine Notiz von ihm genommen. Er lebte aus damaliger Sicht sozusagen am Arsch der Welt, bei kauzigen, rustikalen und schrecklich altmodischen Leuten. Selbst sein Tod und seine Auferstehung waren für viele Jahre, ja Jahrzehnte für den Rest der Welt völlig bedeutungslos. Und zwar so lange, bis fanatische Missionare und spitzfindige Theologen ein Konzept, ein System, eine Religion zurecht gefeilt hatten, mit welcher sie die antike Welt schließlich aus den Angeln hoben und ins finstere Mittelalter warfen. Jesus trat als historische Gestalt nicht die Weltherrschaft an. Warum sollte er es also bei seiner Rückkehr tun? Würde er diesmal in den

Vatikan gehen und zum Papst sagen: Ciao, Ratz, ich bin's! Schön, dass ihr so lange gewartet habt, aber jetzt mach mal den Platz frei..."

"Nein, das müsste schon irgendwie globaler sein, und etwas ökumenischer vielleicht..."

"Na gut, dann eben in den USA: Nach der nächsten Präsidentschaftswahl gibt sich der Wahlsieger plötzlich als der zurückgekehrte Christus zu erkennen..."

"Nein, nein, das wäre zu zynisch, das kann nicht sein! So ist Gott doch nicht!"

"So? Wie dann? Ein riesiger Komet rast auf die Erde zu! In ein paar Jahren, wenn er hier ankommt, könnte er sie genau treffen – Bumm! Alle die sich danach nicht in goldenem Licht wiederfinden, gehörten nicht zu den Auserwählten..."

"So vielleicht schon eher..."

„Aber warum nicht genauso heimlich wie beim ersten Mal? Zum Beispiel so: In einem kleinen Tolteken-Dorf in Mittelamerika erscheint im 13. Jahrhundert ein Zauberer. Er lehrt ein paar Jahre, vollbringt ein paar Wunder und verkündet das Gottesreich für alle, die daran glauben. Er wandert ein bisschen herum und am Ende vollzieht er ein magisches Ritual, mit dem er sich und eine kleine Schar treuer Anhänger aus dieser Welt entfernt. Der Rest der Menschheit macht weiter wie bisher, aber Gott hat die Erde endgültig verlassen. Das würde doch erklären, warum es heute keine brennenden Dornenbüsche und keine wundertätigen Apostel mehr gibt. Oder warum der Heilige Geist die Getauften nicht mehr in Zungen sprechen lassen kann. Weil Gott schon lange fort ist!“

„Aber, was ist dann mit dem endzeitlichen Gericht über alle Menschen? Was ist mit den bösen und verdorbenen Menschen, die in den feurigen Pfuhl geworfen werden sollen?“

“Wieso, der Pfuhl ist doch nur eine Metapher! Wenn Jesus schon zurückgekehrt ist und die Seinen abgeholt hat, kann es nur eine Erklärung geben: Die Hölle ist jetzt und hier!”

“Die Hölle ist hier?”

“Na, der Himmel ist es wohl kaum, und mal ehrlich, schlimmer als das, was Menschen einander antun, kann die Hölle gar nicht sein. Selbst die, denen selbst nichts besonders Böses angetan wird, müssen sich mit dem Wissen quälen, dass es woanders eben doch passiert ist und immer wieder passiert. Und sie müssen sich immer damit quälen, dass sie aus Bequemlichkeit oder Egoismus nicht alles geben, um Ungerechtigkeit, Hunger und Leid der anderen zu bekämpfen.”

“Ja, das klingt irgendwie logisch. Aber wenn unsere Welt wirklich die Hölle ist, wieso gibt es dann überhaupt noch Schönes, oder Liebe, und Hoffnung?”

“Es gibt sie nicht mehr wirklich, es ist alles nur Schein, um uns zu quälen und zu verhöhnen. Am Ende ist alles vergeblich und zerfällt zu Nichts.”

“Mein Gott! Aber es gibt doch die Kirchen, die Reformation, die Sozialpädagogik, Kunst, Musik, Kultur, Humanismus, Medizin, Seligsprechungen, Nobelpreise, die FDP...”

“Alles nur trauriges und halb gares Menschenwerk – oder Teufelswerk, das liefe dann wohl auf dasselbe hinaus.”

“Aber mal gesetzt den Fall, dass du recht hättest: Warum gibt es denn dann keine historischen Berichte? Bei Jesus erstem Auftreten hat dies zum Entstehen einer Weltreligion geführt. Seine Rückkehr müsste doch irgendeine Spur in den Quellen hinterlassen haben?”

“Nicht unbedingt! Wenn er diesmal seine Auserwählten alle mitgenommen hat, wer

sollte danach noch davon schreiben? Es wären ja nur solche zurückgeblieben, die nicht an ihn glauben.“

“Nein, nein, nein, das ist mir alles zu verrückt, ich kann – ich will nicht glauben, dass der Messias bereits zurückgekehrt ist und wir die Verdammten sind, die nicht gerettet werden“, jammert der Mönch.

“Niemand würde es glauben, selbst – oder: gerade wenn – es so wäre. Was ich natürlich nicht als Beweis für die Richtigkeit meiner Hypothese verstanden wissen möchte...“, spricht das Teufelchen und bestellt mehr von dem schalen Bier, dass man nur in Köln mag.

RITTER HARDTSCHWERD ER- LEGT SEINEN LETZTEN DRACHEN

Es geschah am hellen Mittag. Zuerst verkroch sich die Katze. Wenig später klemmten die Hunde die Schwänze ein und suchten Schutz. Kein Vogelruf war zu hören. Auf einmal kamen die Kinder schreiend den Weg zum Dorf hinunter gerannt von den Wiesen, wo sie die Schafe hüten sollten. Da tauchte über den Baumwipfeln das fliegende Ungeheuer auf und folgte ihnen unter Mark erweichendem Kreischen. Erschrocken blickten die Männer, die vor dem nächsten Hause Bretter sägten, zum Hügel auf. Einer von ihnen, Boris genannt, lief sofort in das Gebäude und kam mit einem Langbogen und einem Köcher voll Pfeilen zurück. Er riss mehrere Pfeile heraus, ließ den Köcher fallen, und legte auf den Drachen an. Rauch quoll aus des Untiers Nüstern, seine Flügel knatterten durch den Himmel. Fast schon erreichte er die Kinderschar, da stolperte das hinterste

und fiel zu Boden. Den Männern stockte der Atem.

Boris ließ den ersten Pfeil von der Sehne schnellen und traf den Drachen in sein rechtes Auge. Ohrenbetäubende Schreie ausstoßend wandte sich dieser von den Kindern ab und den Häusern zu und stieß eine mächtige Flamme aus. Boris zögerte nicht und schoss ein zweites Mal, verfehlte aber diesmal sein Ziel. Wütend kam der Drache auf die Männer zu, die kaum etwas Geeignetes bei sich hatten, um sich zu schützen.

Es sah übel für sie aus, doch da ertönte ein lautes Signalhorn aus dem unteren Teil des Tales. Ein Ritter in voller Rüstung preschte auf seinem gewaltigen Schlachtross heran, die lange Lanze im Anschlag. Den großen Schild zierte das Bild zweier gekreuzter Schwerter auf weißem Grund. Donnernd und unaufhaltsam wie eine Lawine kamen Ross und Reiter heran galoppiert, nicht einen Augenblick vor dem Drachen zu-

rückschreckend. Gerade, als dieser sich auf die Männer stürzen wollte, um sie zu vernichten, fuhr ihm die Lanze in die Seite. Schwarzes Blut spritzte aus der Wunde und fiel zischend auf den Boden. Ein ohrenbetäubender Lärm ertönte, als der Drache voller Wut und Schmerz aufschrie und wild mit seinem stachelbewehrten Schwanz um sich schlug. Sofort zügelte der Ritter sein Pferd und sprang aus dem Sattel. Er riss ein gewaltiges Langschwert aus seinem Gürtel und warf sich dem Ungeheuer entgegen. Sogleich hüllte dasselbe ihn in eine Flammenwolke. Fast stand zu fürchten, es wäre um den tapferen Recken geschehen. Doch dieser schützte sich mit seinem Schild und wich geschickt den gefährlichen Schnabel- und Klauenhieben aus. Immer wieder zielte er mit dem Schwert auf den Hals des Untieres, doch wollte ihm der tödliche Streich nicht gelingen. Plötzlich bekam die Bestie den Kämpfer mit einer Klaue zu fassen und drückte ihn mit großer Gewalt auf den Boden. Oh-

ne Rüstung wäre es um den Mann geschehen gewesen, doch sein Panzer schützte ihn einstweilen. Dem eisernen Schnabel würde er jedoch keinesfalls standhalten. Schon holte der Drache zum tödlichen Hieb aus, als ihm ein weiterer Pfeil in sein linkes Auge drang. Nun konnte der Lindwurm nur noch auf dem mittleren Auge sehen. Als er den Blick auf Boris richtete, taumelte er kurz. Der Ritter kam frei und sprang vom Boden auf. Mit einem einzigen mächtigen Schlag durchtrennte er des Drachen langen Hals, so dass der gewaltige Kopf wie ein Stein zu Boden stürzte. Der riesige beschuppte Körper erschlaffte im selben Augenblick und eine große Lache des ätzenden Blutes breitete sich rauchend auf dem Boden aus.

Der Ritter nahm den Helm ab und ließ ihn zu Boden fallen. Dünnes, graues Haar bedeckte seinen Kopf, er war älter, als seine Kraft und Beweglichkeit vermuten ließen. Er blickte einen Augenblick lang keuchend auf den Kadaver, die linke Hand in die

Seite gepresst, und wandte sich dann schwankend zum Haus. Dort standen die Männer, Äxte und Stangen in den Händen, um Boris, der noch immer seinen vierten Pfeil auf der Sehne hatte.

“Du kannst den Bogen weglegen, Mann!“, keuchte der Ritter, “Das war ein wackerer Schuss, und zur rechten Zeit, meiner Treu!“ Das Schwert als Stütze benutzend, erreichte er die Männer, die ihm furchtsam entgegen blickten. “Diese Tat soll Dich niemals reuen, mein Junge, denn ohne Dich hätte mich das Biest sicher schon verschlungen, und Euch auch.“

“Nein Herr, Euch gebührt die Ehre und das Lob, denn mit Pfeilen allein kann man einem erwachsenen Drachen schwerlich beikommen. Euer Mut und Euer Name sollen von heute an, da Ihr uns aus höchster Not errettet habt, in unserem Dorf unvergessen bleiben!“ antwortete Boris, der nicht nur mit dem Bogen geschickt war.

“Wohlgesehen, Mann, fürwahr, und wie galant! So gar nicht wie ein thumber Knecht. Doch nun sagt mir schnell, habt ihr eine Kräuterfrau oder einen Heilkundigen unter euch, denn ich fürchte, der Preis für dieses Abenteuer wird hoch sein.“

Er nahm die linke Hand von der Seite, und nun sahen die Männer, wie ein Blutstrom durch die Rüstung hervorquoll. Eine Kralle der Drachenklaue war dem Krieger tief zwischen den Brustpanzer und die Hüftplatten gedrungen. Schon wankte er und brach in die Knie, als Boris den anderen zurief: “Schnell, helft ihm doch! Nehmt ihm den Panzer ab und bringt ihn in mein Haus. Holt die alte Karla, und den Priester! Sie sollen sich beeilen!”

Sie befreiten den Recken aus der Rüstung und brachten ihn in das Haus. Vier starke Männer mühten sich mit dem schweren Mann. Er stöhnte auf, als sie ihn auf ein Lager bretteten, sagte aber sonst nichts.

Die alte Karla kam und murmelte unverständliche Sprüche, während sie die schwere Verletzung untersuchte. Die Blutung war kaum zu stillen, und das Lager färbte sich rot. Es wurden bittere Kräuter aufgelegt und ein Verband angebracht, der jedoch schon bald völlig blutgetränkt war. Der Priester kam, um ebenfalls Sprüche zu murmeln, doch sonst tat er nichts, außer auf seine Stunde zu warten. Boris stand die ganze Zeit am Lager des Ritters und half der alten Karla wo er konnte. Im Hintergrund des Raumes drängte sich Boris Familie zusammen, zugleich furchtsam und neugierig. Das Gesicht des Ritters wurde weiß. Da schlug er die Augen auf und blickte suchend im Raum umher. Er erkannte Boris und winkte ihn mit einer matten Geste näher.

“Ich denke, es ist um mich geschehen, mein Junge”, kam es leise aus rauer Kehle. “Aber nehmt es nicht tragisch, denn es war ein guter Kampf und ein glorreicher Sieg! Und er galt einem guten Ziel! Nur wenige

von den Großen Drachen sind heute noch übrig, und nur selten tragen sie heuer Verwüstung und Unheil in unser Land."

Er unterbrach seine Rede kurz und hustete. Dann fuhr er fort: "Du hast Dich um diese Sache ebenfalls verdient gemacht. Wie heißest Du?" "Man nennt mich Boris, mein Herr, aber redet nicht von Eurem Ende, denn noch seid Ihr nicht tot, und es gibt sicher noch Hoffnung, nicht wahr?" Er blickte zur alten Karla, doch die wandte das Gesicht zur Seite und sah ihn nicht an.

"Ich bin der Ritter Hardtschwerd vom Drachenfels, und meine Burg ist weit von hier. Ich werde sie wohl niemals wiedersehen. Du, Boris mit dem Bogen, hast mir heute das Leben gerettet, und nur dadurch war es mir möglich, mein Werk zu vollenden. Sieben Monate lang habe ich diesen Drachen, Griemold den Grünen, Sohn von Griesbert dem Grausamen, gejagt. Der letzte seiner Sippe war er, einst ein mächtiges und grausames Gezücht... drei von ihnen

habe ich erlegt..." Er hustete erneut. Nach einer kurzen Pause sprach er leise weiter: "Ich bitte Dich, Boris mit dem Bogen, gebt mir ein christliches Begräbnis auf Eurem Gottesacker, macht ein steinernes Kreuz auf mein Grab mit meinem Wappen. Als Entschädigung gebe ich Dir mein Ross, Furtang, zu Eigen, der Priester soll es bezeugen." Der Priester nickte schweigend. "Dann bitte ich Dich noch um folgendes: Bringe meine Waffen und Rüstung zurück zu meiner Burg, sie liegt drei Monate im Süden. Geld für die Reise und für die Ernährung Deiner Familie findest Du in meinem Beutel. Der Priester soll es bezeugen, nimm es, um die Reise zu tun." Der Priester nickte erneut. "Bring die Waffen zurück zu meiner Burg, auf das mein Sohn sie trage, wenn er einst zu einem Manne herangewachsen. Versprich es mir..." Matt hob er die rechte Hand. Boris ergriff sie und hielt sie fest, sie war hart und schwer vom Kämpfen, doch alle Kraft war aus ihr gewichen. Boris sprach: "Guter Herr, Ihr solltet

noch lange und weit reiten in Eurem Leben, aber wenn Euch Euer Schicksal hier ereilt, werde ich tun, was Ihr wünscht, so wahr ich Boris heiÙe." Der Ritter schloss die Augen und lächelte. "Ich danke Dir, Boris mit dem Bogen, und ich freue mich, Deine Bekanntschaft gemacht zu haben. Du bist ein guter Kerl und hast das Herz am rechten Fleck! Mein Knappe hättest Du sein sollen und nicht mein Totengräber. Doch nun lasst mich mit dem Priester allein".

Boris und Karla zogen sich zu den anderen Bewohnern des Hauses zurück, Boris alter Vater, sein jüngerer Bruder Gunnar, Boris Frau Reicke und ihre beiden kleinen Töchter. Vom Lager des Sterbenden hörte man leises Gemurmel, welches, unterbrochen von gelegentlichem Stöhnen, immer leiser wurde...

Kurze Zeit später war der Ritter Harthschwerd vom Drachenfels tot, gestorben um die neunte Stunde. Er wurde auf dem

Dorffriedhof begraben und ein Kreuz mit seinem Wappen und seinem Namen wurde auf dem Grab errichtet, wie er es sich gewünscht hatte. Der Drache aber wurde weit fortgeschleppt und verbrannt. Giftiger Rauch stieg dabei auf, und die Erde, die von seinem Blut benetzt worden war, brachte lange Jahre keinen Pflanzenwuchs und auch später nur Drachenwurz hervor.

Boris aber hielt sein Versprechen. Er machte sich einige Tage lang mit Furtang vertraut, da er die ritterliche Reitkunst nicht beherrschte. Er ließ sich vom Priester sein Eigentumsrecht an dem Pferd sowie die Umstände von Hardtschwerd's Tod schriftlich bezeugen, lud die schwere Rüstung, Lanze, Schild und Schwert auf das Ross, und zog in Richtung Süden, die Burg Drachenfels zu finden.

PRÄMORTALE GYMNASTIK

Ich betrete den Raum. Es ist ein leerer Saal, wie eine kleinere Turnhalle oder etwas in der Art. Darin sind ganz normale Leute aller Altersklassen, oder, besser gesagt, jener Altersklassen, wie sie eben den Besuchern von Volkshochschulkursen entsprechen, also ab 30 an aufwärts. Man trägt Gymnastikhosen, Trainingsanzüge, Sweatshirts, Sportschuhe. Ein Kurs für die Er-tüchtigung vernachlässigter Wirbelsäulen oder zur Verbesserung der Kondition, denke ich mir. Ach ja, das hatte ich ja schon lange vor, scheinbar habe ich es endlich geschafft, den Vorsatz in Aktion umzusetzen. Nicht ohne Befriedigung schaue ich auf meine neuen Turnschuhe und auf meinen Sportdress.

Vor unserer Gruppe steht der Übungsleiter. Er beginnt mit einer Erklärung darüber, wofür der Kurs gut sei. Es gäbe ein neuartiges Trainingsprogramm für jeder-

mann. Es gehe darum, die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit der Muskulatur zu verbessern. (Allgemeine Zustimmung in der Gruppe.) Diese Beweglichkeit sei vor allem für diejenigen wichtig, die demnächst sterben. (Ich traue meinen Ohren nicht!). Die Wissenschaft habe festgestellt, dass nach dem klinischen Tod einzelne Nervenfasern noch tagelang funktionstüchtig seien. Es wäre also möglich, dass der Tote, hilflos, wie er sei, auf einem basalen Niveau noch tagelang Schmerzen empfinden könne. Die träfe besonders dann zu, wenn nach Eintritt der Leichenstarre der Körper oder einzelne Gliedmaßen, z.B. beim Einsargen, gewaltsam in eine andere Position gebracht werden müssten. Von gerichtsmedizinischen oder pathologischen Untersuchungen – sprich Autopsien – ganz zu schweigen!

Mir graust! Vor meinen Augen entstehen Bilder von Folterkammern in Bestattungsunternehmen und in pathologischen Instituten, in denen perverse Sadisten unschul-

dige Leichen quälen, ja grausamste Operationen vornehmen, und alles ohne Narkose! Ich spüre Übelkeit in mir aufsteigen...

Der Übungsleiter erklärt weiter, dass aus diesem Grund eine neue Gymnastik entwickelt worden sei, die zum Ziel habe, nach dem Tod das Eintreten der Leichenstarre hinauszuzögern oder ganz zu verhindern. (Erstaunlich, was heute alles möglich ist – die Teilnehmer nicken sich gegenseitig anerkennend zu.) Mir aber wird immer seltsamer zumute bei dem Gedanken, bei einer solchen Gymnastik mitmachen zu müssen. Plötzlich habe ich große Angst. Ich will mich lieber nicht so konkret mit meinem Tod und seinen Folgen beschäftigen! Es scheint mir, dass er mir nur umso näher rückt, je mehr ich mich darauf vorbereite, dass ich mich sozusagen durch diese perverse Gymnastik zum direkten Todeskandidaten qualifiziere. So ähnlich, wie bei der Schwangerschaftsgymnastik, muss ich denken, nur irgendwie umgekehrt!

Ich versuche, davonzulaufen, das Letzte, woran ich mich erinnere ist, wie ich voller Panik eine Straße entlang renne. Ich werde verfolgt, aber ich weiß nicht, wovon oder von wem. Ich habe Angst und ich komme kaum voran. Komisch, diese Straße kenne ich doch? Wieso bin ich denn schon wieder hier...?

Der elektrische Wecker beginnt seines Amtes zu walten. Es erklingt ein schriller Heulton, der mir durch und durch geht. Kissen und Decke sind nass von Schweiß, der Schlafanzug klebt an meinem Körper. Ich öffnete die Augen und sehe mich vorsichtig um. Fahles Morgenlicht kriecht durch die Vorhänge. Ich fühle mich ziemlich mitgenommen, die Panik lockert nur langsam ihren Griff. Was immer dieser Tag bringen mag, es wird verglichen mit diesem Traum harmlos werden.

DER TALISMAN

Wilfried liegt in dem Bett am Fenster. Draußen wird es langsam dunkel. Der EKG-Monitor gibt alle paar Minuten Alarm. Die Schmerzen in der Brust sind nun meist erträglich. Es ist Herbst, die Nacht kommt, und Wilfried spürt es, er weiß es, er wird nicht mehr lange hier liegen müssen, mit Kabeln, Sauerstoffmaske, Pinkelflasche. Umgeben von verstörten Schwesternschülerinnen, abgeklärten Pflegern, Assistenzärzten und Reinigungskräften. An diesen typischen Krankenhausgeruch nach Desinfektionsmitteln und Exkrementen, den er früher so schrecklich fand, hat er sich diesmal ganz schnell gewöhnt. Es ist ja nur für eine kurze Zeit. Das weiß er.

Vor ihm liegt wie ein der Abgrund das völlig Unbekannte, ein schwarzes Loch. Er hat Angst, und er fühlt sich unendlich verlassen. Er will etwas sagen, mit jemandem

sprechen, aber er bekommt kein Wort heraus. Es würde ihm sowieso keiner zuhören, geschweige denn verstehen oder gar helfen können. Er könnte versuchen, den Krankenhausseelsorger kommen zu lassen. Doch der würde ihm wahrscheinlich nur etwas von Sünden und Vergebung erzählen, von Beichte und von einer letzten Chance, mit Gott ins Reine zu kommen. Das will Wilfried aber alles nicht mehr hören. Er fühlt sich ausgeliefert und hilflos wie ein verlassenes Kind. Er wünscht sich nur etwas Schutz, ein bisschen Geborgenheit. Er sucht in seiner Erinnerung nach diesem Gefühl, nach dieser Erfahrung. Bilder ziehen durch seinen Kopf, kleine Szenen aus der Kindheit, Momente mit seiner Mutter, mit dem Vater. Es erscheinen die Schulfreunde, seine erste Liebe. Die Kameraden in der Wehrmacht, damals, im Krieg.

Dieses Gefühl der Verlorenheit und die damit verbundene Angst. Da spürt er sie wieder. Wie damals, als er in den Krieg gehen musste, fort von seiner Frau und

den kleinen Kindern. Fort ins Ungewisse. Nicht in die Hoffnungslosigkeit, noch nicht. Vielleicht würde es ja nicht so schlimm werden, hinter den Linien, in der Versorgungseinheit, an irgendeinem uninteressanten, abgelegenen Ort, wo vielleicht gar nicht gekämpft werden musste?

Doch es wurde schlimm, sehr schlimm sogar. Einkesselung, wochenlange Belagerung, massenhaftes Sterben, der Hunger. Schließlich gab es nur noch Todesangst, und heillose Flucht, und dann laufen, laufen, laufen, immer nur weg. Dann die Erschöpfung, der Hunger, und die Gewissheit, endgültig verlorengegangen zu sein. Weit draußen im russischen Hinterland, mitten im Winter, abgemagert bis auf die Knochen, Mantel und Kleider zerrissen und schmutzig. Fern jeder Ansiedlung, aus Angst vor dem Entdeckt werden. Bis er schließlich völlig am Ende war, und fast erfroren. Mit letzter Kraft schleppte er sich zu einem kleinen Bauernhof und klopfte an die Tür. Was auch immer daraus wurde,

schlimmeres als der Tod konnte ihm ja nicht mehr passieren.

Und dann das Wunder. Die freundliche Aufnahme, das Mitleid, die Fürsorge. Obwohl man kaum drei gemeinsame Worte sprach. Obwohl man der Feind war. Trotz der vielen Verbrechen, die im Krieg begangen worden waren. Die Stärkung durch das Essen, das man mit ihm teilte. Und vor allem: Er wurde nicht verraten, nicht ausgeliefert, er kam nicht in die mörderische Kriegsgefangenschaft. Schließlich schaffte man ihn mit dem Pferdekarren unentdeckt weit nach Westen, bis er wieder zu den eigenen Leuten gelangen konnte. Damals war er so mit sich selbst beschäftigt, mit dem Überleben, dass ihm sein riesengroßes Glück, die Güte der Menschen, das Ausmaß ihrer Hilfsbereitschaft, ja ihrer Opferbereitschaft gar nicht richtig klar wurde. Aber er hatte diese Tage nie vergessen, und im Laufe seines langen Lebens hatte er genug Zeit zu verstehen. Der alte Mann, der ihn nach Westen brachte schenkte ihm zum

Abschied ein abgegriffenes Blechmedaillon mit einer stilisierten Figur, die ein Kind im Arm hielt. Es war sehr einfach gemacht, und Wilfried wusste nicht, ob es die Heilige Maria oder Sankt Christopherus darstellen sollte, die womöglich das Jesuskind auf dem Arm hielten. Vielleicht war es auch etwas völlig anderes. Doch die Geste rührte ihn, und er verstand, was der alte Mann sagen wollte: Dieses Medaillon sollte ihn auf seinem weiteren Weg beschützen. So wie das kleine Kind auf dem Bild wohlbehütet ist. Es wird dich sicher nach Hause bringen!

Dieses Medaillon hat Wilfried aufgehoben. Es liegt bis heute in seiner Nachttischschublade, neben seinem Bett, im Altenpflegeheim, wo er die letzten vier Jahre verbracht hat. Immer mal wieder hat er es hervorgeholt und betrachtet, oder einfach nur in der Hand gehalten. Und immer ging ein Trost davon aus, auch wenn er sich noch so verloren gefühlt hatte. Aber warum ist es nun nicht hier? Wo hat er es ge-

lassen? Er greift zum Nachttisch, seine Finger suchen in der Schublade. Da ist etwas hartes, Metall. Er fasst es und legt die Hand auf die Brust. Sofort spürt er eine große Erleichterung. Dieses kleine Stück Blech verkörpert die Erinnerung an das größte Wunder einer Rettung, die Wilfried erlebt hat. Jetzt weiß er es wieder: Selbst wenn nichts schlimmeres mehr passieren kann als der Tod, gibt es doch irgendwo eine Rettung. Mit einem tiefen Gefühl von Dankbarkeit lehnt sich Wilfried in sein Kissen zurück. Das Medaillon fest in der Hand schläft er ein, zum letzten Mal.

Das Bett am Fenster ist leer. Kabel und Elektroden liegen lose verstreut darauf. Der EKG-Monitor ist abgeschaltet. Die Nachtwache kommt frühmorgens auf einem Kontrollgang vorbei. Der Pfleger ist überrascht. Er weiß nichts von einer Verletzung, eine Entlassung war nicht vorgesehen, und von einem Ex weiß er auch nichts. Irgendetwas stimmt hier nicht. Der Infarkt ist verschwunden! Es wird recher-

chiert, es wird gesucht, und schließlich werden Angehörige und Polizei benachrichtigt. Am nächsten Morgen finden sie Wilfried in seinem Bett, in seinem Zimmer im Pflegeheim. Niemand weiß, wie er es alleine bis dorthin geschafft hat. Sein Gesicht sieht ganz friedlich aus. In seiner Hand erkennen sie ein billiges Blechmedaillon mit einer Heiligenfigur.

Er wird damit beerdigt.

WAS IST EIGENTLICH EINE GUTE GESCHICHTE?

Für manche Leute ist es sicher einfacher, ein gutes Haus zu bauen oder einen schönen Pullover zu stricken, als eine gute Geschichte zu erzählen. Das Problem ist jedoch ähnlich gelagert. Die Überlegung, was ein gutes Haus oder ein schöner Pullover eigentlich genau ist, führt zu einer ähnlichen Folgerung wie die Frage nach einer guten Geschichte: Es gibt möglicherweise nur eine begrenzte Anzahl von sinnvollen Varianten. Ein bekannter Hollywood-Regisseur sagte einmal, alle wirklich erfolgreichen Filme basierten auf einer kleinen Anzahl von vielleicht zehn verschiedenen Geschichten. Die Details werden variiert, ohne dass sich das Grundmodell dabei wesentlich verändert. Ob "erfolgreich" im amerikanischen Sinne gleichbedeutend mit "gut" ist, sei einmal dahingestellt, wir kommen später darauf zurück.

Der Grundgedanke hat möglicherweise seine Berechtigung, womit aber zugleich nahegelegt wird, dass jede halbwegs gute Geschichte bei einem Büchermarkt von weltweit mehreren Millionen lieferbaren Titeln (plus die nicht mehr lieferbaren plus die nie veröffentlichten!) in ihrem Grundmuster bereits erzählt wurde.

Das macht es schwierig, wenn nicht gar sinnlos, einen hohen Anspruch von Originalität an das, was erzählt wird, zu stellen. Originell finden wir nur das, was wir noch nicht kennen. Womit "Originalität" eigentlich relativ zum eigenen Erfahrungshorizont zu verstehen ist. Eine objektive Originalität im strengen Wortsinn ist möglich, praktisch aber nicht nachweisbar, wohingegen Unoriginelles, also Dinge, die man schon kennt, leicht zu identifizieren sind. Relativ originell sind solche Geschichten, die aus unbekanntem "Erfahrungshorizonten" stammen, z.B. aus fremden Gesellschaftsbereichen oder Kulturen.

Akzeptieren wir außerdem vorübergehend einmal, dass Geschichten selbst begnadeter Erzähler nicht spontan entstehen, sondern weitgehend Spiegel des Erlebten oder Gehörten oder Gelesenen sind. Vielleicht werden Elemente neu arrangiert, vielleicht in von außen nicht nachvollziehbarer – also origineller – Weise ergänzt, aber letztlich handelt es sich bei der Entstehung von Geschichten doch eher um eine Art Evolution als um einen umfassenden Schöpfungsakt.

Eine gute Geschichte muss nicht unbedingt in ihren Grundmotiven besonders originell, sie muss vor allem gut erzählt sein. Es geht nicht nur darum, was erzählt wird, sondern auch um das „wie“. Es gibt viele erzählerische "Tricks", die so etwas wie das Handwerkszeug eines Erzählers ausmachen. Werden einige von diesen zu oft benutzt bzw. zu wenig variiert, finden wir das ermüdend oder auch unoriginell. Manche Erzählstile lassen sich leicht kopieren oder sind sogar kennzeichnend für be-

stimmte Genres in der Massen- oder Trivialliteratur.

Bei der Frage nach der Originalität der Erzählweise stoßen wir auf ähnliche Probleme wie bei den Inhalten der Geschichten, nur das die Entstehung eines guten Erzählstils vielleicht noch komplizierter nachzuvollziehen ist. Grundsätzlich kann man annehmen, dass auch hier Erfahrungen, Gelerntes, Vorbilder und natürlich eigene Talente wichtig sind.

Zusätzlich entsteht im Zusammenhang mit einer besonders originellen Erzählweise das Problem, das gewohnte Kommunikationsmuster verändert oder klassische Erzählkonventionen verlassen werden. Das Nichtbedienen von Erwartungswerten kann dem durchschnittlichen Leser den Zugang zur Geschichte selbst erschweren. Leicht entsteht der Verdacht, dass der Autor den Versuch unternimmt, eine unoriginelle Geschichte mit einer besonders "originellen" Erzählweise zu kaschieren.

Eine konventionell erzählte Geschichte wird verstanden, auch wenn sie in ihren Grundmotiven (relativ) originell ist. Eine besonders originell erzählte Geschichte wird aber möglicherweise selbst dann nicht verstanden, wenn die Geschichte selber einem bekannten Modell entspricht.

Vielleicht besteht gerade darin die eigentliche Kunst des Erzählens, mit den Konventionen sowohl im Bezug auf den Inhalt als auch auf die Form einer Erzählung zu spielen, sie gegen die Erwartungen der Leser auszuspielen, sie gerade im richtigen Augenblick zu missachten oder aber ihnen zu folgen. Die Erzählung als Gesamtwerk ist sicher mehr als ihre Teile, mehr als Inhalt plus Stil. Sie ist das, was sie beim Leser erzeugt, und damit in ihrer Güte abhängig von der Wahrnehmung und Wertung des einzelnen Lesers bzw. Zuhörers.

Daraus ergibt sich, nicht unerwartet, dass es wohl keine "objektiv guten" Geschichten gibt. Es geht eher um die Frage, ob es zu

einer Geschichten auch einen passenden Leser gibt, um sie zu einer "guten" Geschichte zu machen. Leider ist das einzige quantitative Maß in diesem Zusammenhang die Zahl der Leser, die eine bestimmte Geschichte gut finden, die sie Ihnen sozusagen "abkaufen". Insofern könnte man behaupten, eine – im amerikanischen Sinne – erfolgreiche Geschichte ist wahrscheinlich auch eine gute Geschichte. Diese Hypothese lässt außer Acht, dass die Einstellung eines Lesers bereits vor dem Lesen geprägt worden sein könnte, z.B. durch Werbung, Rezensionen, den Verkaufspreis, die äußere Aufmachung etc. Ein diesbezüglich idealer Leser würde sich vielleicht ein Buch in einer öffentlichen Bibliothek, also ohne "buchspezifische" Kosten, in einem Einband, der für alle Werke identisch ist, besorgen. Er würde das Buch ohne besondere Erwartungen lesen und sich hinterher überlegen, ob es ihm gefallen hat.

Solche Leser gibt es natürlich nicht. Mangels geeigneter Metrik bleibt die Frage also offen: Was ist eine gute Geschichte?

REISE NACH ZÜRICH

Liebe kennt keine Grenzen. Und das Schicksal wollte, dass schließlich mein achtjähriges Singledasein nicht mit einer Liaison in Münster endete, noch in Westfalen, noch überhaupt in Norddeutschland. Nein, meine neue Liebe und zukünftige Ehefrau lebt und arbeitet seit nunmehr 12 Jahren in der schönen Schweiz. Wie es zu dieser Verbindung kommen konnte, ist eine andere, gar nicht so kurze (gleichwohl jedoch recht erbauliche) Geschichte. Doch davon will ich heute nicht berichten. Berichten will ich vielmehr von den Freuden und Leiden bei der Benutzung des öffentlichen Transportwesens am Ende des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts (um nicht zu sagen des neuen Jahrtausends). Ich tue das im IC von Zürich nach Basel mithilfe meines neuen Netbooks, dem Fortschritt sei Dank. Mir gegenüber sitzt ein kleiner, dicker, langhaariger Mann mit riesiger Brille, der laut die Nase hochzieht,

mit Inbrunst und geräuschvoll ein Sandwich vertilgt, und überhaupt erst so nach und nach soweit zur Ruhe kommt, dass ich das Klappern meiner Tasten hören kann. Schließlich kann ich mich, nur unterbrochen von gelegentlichem Räuspern und Schnaufen, auf meine Schreibarbeit konzentrieren. Ich ignoriere auch den kleinen Versorgungswagen, der „Kaffee, Tee, Mineral“ anbietet, mit stummem Kopfschütteln. Bis Basel ist es nur eine knappe Stunde, und bis dahin will ich wenigstens einen oder zwei Gedanken zu Papier, oder besser auf Festplatte, gebracht haben.

Wenn man regelmäßig in die Schweiz reist, so gibt es dabei drei besonders praktikable Möglichkeiten: Flugzeug, Bahn und Auto. Hat man, so wie ich, gar kein Auto, braucht man sich nur noch zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden. Mit dem Fahrrad bräuchte man pro Strecke etwa eine Woche, zu Fuß mindestens einen Monat. Das ist zwar schön und auch gesund, aber

für einen Wochenendbesuch eher nicht so praktisch.

Mithilfe eines Flugzeugs kann man die Strecke Münster (Westfalen) nach Rapperswil (Kanton St. Gallen) unter optimalen Bedingungen tatsächlich in unter 5 Stunden zurücklegen. Mit dem Zug sind eher acht Stunden normal. Das wäre auch die Zeit, die man einschließlich Rast mit dem Auto einplanen sollte.

Also, am bequemsten, weil am schnellsten, ist sicher das Flugzeug, wobei man natürlich auf dem Wege vom und zum Flughafen Düsseldorf bzw. Zürich-Kloten durchaus in den Genuss der übrigen öffentlichen Verkehrsmittel kommt. Einschließlich geräuschvoll stöhnender und schniefender alter Männer.

Manche Menschen fliegen aus Prinzip nicht, oder wenn, dann nur sehr ungern. Ich gebe zu, dass auch ich vor jedem Start feuchte Hände bekomme. Gleichwohl sind

die heutigen Flugzeuge ja bekanntlich – statistisch gesehen – die bei weitem sichersten Verkehrsmittel. Dies lässt sich dem vegetativen Nervensystem aber nur schwer vermitteln. Meinem vegetativen Nervensystem ist es – entgegen der statistischen Evidenz – lieber, im Falle einer Panne notfalls zu Fuß weitergehen zu können bis zum nächsten Taxistand. Eine Option, die sich bei einem Zwischenfall in der Luft womöglich nicht mehr ergibt.

Eine gewisse Abhärtung erfährt das vegetative Nervensystem glücklicherweise bereits vor dem Flug ab Düsseldorf, wenn es nämlich mit dem sogenannten Sky Train vom Bahnhof Düsseldorf-Flughafen zu den Abflugterminals fährt. Der Sky Train ist eine Art Schwebebahn, die wohl in irgendeinem Vergnügungspark übrig war. Achterbahn light, sozusagen – es geht nur hin und her, aber nicht hoch und runter. Man fährt in großzügig verglasten Gondeln sieben bis zehn Meter über dem Boden, ein Fahrer ist nirgendwo zu sehen.

Der gähnende Abgrund, wenngleich kaum tiefer als das Schwimmbecken im Freibad vom Springturm aus gesehen, wirkt wesentlich bedrohlicher als der Blick aus 9000 Meter Höhe auf die puschelige Wolkendecke oder eine winzige Spielzeuglandschaft. Das vegetative Nervensystem sagt sich, ein Sturz aus einer Höhe von sieben Metern kann richtig wehtun. Zu einem Sturz aus 9000 Metern Höhe sagt mein vegetatives Nervensystem – wohl mangels vergleichbarer Erfahrungswerte – eigentlich nichts. Der ungeübte Fluggast kann sich jedenfalls seiner Flugtauglichkeit einigermaßen sicher sein, wenn er am Terminal den Sky Train verlässt, ohne dass ihm übel geworden ist. Alles was danach kommt, ist weniger schlimm, glauben Sie mir.

Nun ist das Fliegen heutzutage natürlich mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden, die es beim erdgebundenen Transport so nicht gibt. Zuerst sind da die strengen Sicherheitskontrollen zu nennen. Fingerring, Gürtelschnalle, Manschettenknöpfe,

Kleingeld, Schlüsselbund – alles, was mehr Metall enthält als eine Amalgamfüllung, führt zu einem Alarm beim Durchschreiten des Detektors, und in der Konsequenz zu einer durchaus körpernahen Detailuntersuchung. Gleichzeitig wird das Handgepäck so was von gründlich durchleuchtet, dass alles, aber auch wirklich alles darin in knallbunten Farben erbarmungslos veröffentlicht wird. Alle Fluggäste, die auf der anderen Seite der Kontrolle ihre Kleidung ordnen, können dabei zu ihrer Unterhaltung mit verfolgen, wie viele Kondome der junge Mann hinter ihnen für seinen Flug nach Zürich eingepackt hat (gibt es in der Schweiz keine Verhüterli?). Einmal habe ich auch mein altes Notebook mitgenommen und eine Ukulele. Als ich die frisch durchleuchtete Ukulele aus dem Etui nehmen musste, fragte mich der Sicherheitsmensch: „Was ist das?“ Ich antwortete: „Das ist ein Musikinstrument. Damit kann an Musik machen, soll ich mal zeigen?“, wobei ich demonstrativ an einer Saite zupf-

te. Damit war der Sprengstofftest wohl endgültig fällig. Ich brauchte keine musikalische Vorführung improvisieren, sollte aber einem ernst blickenden Wächter in einen dunklen Winkel folgen, wo ein anderer ernst blickender Wächter mich aufforderte, meine Effekten auf einen kleinen Tisch zu legen und mich zwei Minuten zu gedulden. Trotz des offenkundigen Misstrauens der beiden Sicherheitsleute – ich sah mich schon in Handschellen abgeführt – ergab der Test, dass weder beim Notebook noch bei der Ukulele Spuren von Sprengstoff nachweisbar waren. „Da bin ich aber froh!“ sagte ich zu dem nächsten Wächter. „Bei dem Notebook war ich mir ziemlich sicher, aber die Ukulele habe ich erst letzte Woche gekauft, man weiß ja nie...“. Die beiden Männer verzogen keine Miene, offenbar war ihnen nicht nach Scherzen. So packte ich also meine nunmehr nachgewiesenen ungefährlichen Ausrüstungsgegenstände wieder zusammen

und machte mich schleunigst auf in Richtung Flugsteig A84.

Das Fliegen selbst gefällt mir immer wieder gut. Die Billigflieger geben sich zwar viel Mühe, die Atmosphäre beim Fliegen derjenigen beim U-Bahnfahren anzupassen, durchaus mit einigem Erfolg. Den Geschmack des Elitären hat die Fliegerei jedenfalls schon länger verloren, mit etwas Glück spart man gegenüber dem Zugfahren sogar richtig viel Geld – der Schweizer würde sagen, man „profitiert“. Aber was das Fliegen und jeden einzelnen Flug bislang für mich einzigartig macht, sind die Wolken. Meteorologisch unbeleckt weiß ich eigentlich nichts über Kumulus-, Stratus- oder Zirkuswolken, Hochnebel, Tiefnebel und dergleichen mehr. Ich dachte bislang, Wolken gibt's nur so bis 2000 Meter Höhe, darüber herrscht dann ewiger Sonnen- (oder Monden-) schein. So ist es aber nicht. Es gibt Wolken in beinahe jeder Höhe, und beinahe jeder Form. Selbst bei einer Reiseflughöhe von 9000 Metern kann

alles in kalten Nebel gehüllt sein. Und es gibt nicht nur eine Wolkenschicht, sondern auch zwei oder drei oder 5 Schichten, die mehr oder weniger dicht übereinanderliegen. Wenn die Abendflüge günstig liegen, kann man spektakuläre Farbenspiele beim Sonnenuntergang und auch noch danach erleben. Diese angemessen sprachlich zu würdigen würde aber mehr Dichtergeist erfordern, als ich im Moment aufbringen kann. Darum nur mein Tipp für Sie: Wählen sie beim Check-In einen Fensterplatz und überlegen gut Sie, auf welcher Seite der Flugroute die Sonne untergeht. Genießen sie das unvergleichliche Schauspiel, welches die Natur Ihnen als kostenlosen Bonus bietet, mit diesen unendlich vielfältigen Gebilden und Formen, jedes Mal einzigartig und unwiederholbar, wie von einem unsichtbaren Künstler zu unserer und seiner eigenen Erbauung gestaltet und immer weiter gestaltet, bewegt, mutiert, arrangiert und wieder rearrangiert.

Dieses Wolken-theater hat mich bis jetzt jedes Mal mehr als entschädigt für nervige Mitreisende, enge Kabinen, Lärm, schlechte Luft, schlechten Kaffee, Verspätungen, Ohrenschmerzen und harte Landungen. Selbst in tiefdunkler Nacht kann der Mond seltsam fremdartige Blicke auf Wolkenlandschaften ermöglichen. Bei klarem Himmel sieht man die Lichter von Städten, Straßen und Dörfer, die die Landschaft wie ein Geflecht von Nervenzellen und deren Dendriten überziehen. Ein Vergleich, der aus biologischer Sicht allerdings leicht schwächelt.

Die Bilanz der Vor- und Nachteile sieht beim Bahnfahren natürlich etwas anders aus. Keine Sicherheitskontrollen, keine endlosen Shopping-Meilen, kein stundenlanges Warten vor dem Abflug. Und natürlich, die Möglichkeit, im Falle einer Störung (vielleicht noch) zu Fuß weiterzukommen bis zum nächsten Taxistand.

Ach übrigens, von wegen Taxistand. Einerseits habe ich durchaus in den letzten Jahren das Taxifahren als sinnvolle Option in mancherlei Situationen schätzen gelernt. Wenn man selbst keinen Kraftwagen (mehr) besitzt, spart man faktisch allein am Unterhalt oder am Wertverlust dermaßen viel Geld, dass gelegentliche Taxifahrten durchaus erschwinglich werden. Die damit gewonnene Bequemlichkeit wird dadurch etwas relativiert, dass man sich nun wiederum mit den Taxifahrern arrangieren muss. Die Taxifahrer in Münster sind ein, gelinde gesagt, ziemlich bunter Haufen. Nicht nur deswegen, weil einige kaum Deutsch sprechen. Letztens wurde ich morgens um sechs von einem mindestens vier Zentner schweren Mann zum Bahnhof gebracht. Der war so dick, dass er nur mit einer Hand lenken konnte, denn mit beiden Händen gleichzeitig erreichte er das Lenkrad nicht. Außerdem hatte der arme Mensch schrecklich Blähungen. Zuerst wunderte ich mich, dass er sein Fenster bei

gerade mal 6 Grad Außentemperatur weit geöffnet lies. Eine Maßnahme, die ich jedoch wenig später aufs Äußerste willkommen hieß. Insgeheim wünschte ich mir, ich hätte doch das Fahrrad genommen, zumal der versprochene Regen mal wieder ausgeblieben war.

Doch zurück zum Zugfahren. Es gibt tatsächlich eine durchgehende Verbindung von Münster nach Zürich. Eine teilweise wunderschöne Strecke, vor allem im Rheintal zwischen Bonn und Mainz. Insgesamt aber eine eher langwierige Sache. Um den Preis mehrfachen Umsteigens gibt es einige schnellere Reisemöglichkeiten, vorausgesetzt die Anschlusszüge werden erreicht. Ein Problem, welches zugegeben eher auf der deutschen Seite der Strecke besteht. Ein Generalstreik in Frankreich zum Beispiel kann allerdings auch die in der Schweiz verkehrenden TGV aus dem Plan bringen. Ein verpasster Zug macht jeden erhofften Zeitvorteil sofort zunichte. Meine Empfehlung: Benutzen Sie zuerst

einigermaßen „sichere“ Verbindungen und tasten Sie sich mit zunehmender Erfahrung auf Ihren Strecken an die Optimierungsmöglichkeiten heran. Wenn man nur zwei Minuten zum Umsteigen hat, sollte man ungefähr wissen, wo sich der betreffende Bahnsteig befindet und wie weit er entfernt ist. Und man sollte einen Plan „B“ haben.

Generell sind Bahnfahrten am Wochenende in Deutschland eine zwangsweise gesellige Angelegenheit. Da heißt es jedes Mal „Deutschland in vollen Zügen genießen“. Wohl dem, der eine Platzreservierung hat. Gerade auf den Haupttrouten wird es manchmal sogar in der ersten Klasse eng. Volle Züge sind laut, oft schlecht gelüftet und insgesamt erstaunlich unbequem. Von völlig versifften Zugtoiletten und überquellenden Mülleimern wollen wir hier erst gar nicht reden. Gerne fällt auch an heißen Tagen mal die Klimaanlage aus, aber doch nicht so oft, wie die Medien suggerieren. Alles in allem

Umstände, die einen dazu treiben, sich dem Heer der Ohrstöpsel-Zombies anzuschließen und mit starrem Blick oder geschlossenen Augen in die eigene Musik- oder Hörbuchwelt abzutauchen. Sicher bietet die erste Klasse etwas mehr Komfort. Für mich überraschend gewährte ich heute den Nachteil des Catering-Service am Sitzplatz: Das Gemüffel von exklusiv angerichtetem Kartoffelsalat und senfbeklecksten Würstchen verletzt die olfaktorische Waffenruhe genauso wie mitgebrachte Käse- oder Leberwurstbrote. Ebenfalls klassenunabhängig nerven penetrante Parfüms oder Rasierwässerchen.

Nun, wer das alles nicht erdulden will, muss sich wohl oder übel mit dem Auto aufmachen. Dort wird er sich dann allerdings mit anderen Verkehrsteilnehmern herumärgern müssen, die alle fahren, als wären sie alleine auf der Welt, außerdem mit ebenfalls total versifften Autobahnraststätten, mit Staus, Regen, Nebel und Rückenschmerzen.

Oder er muss zu Hause bleiben, was, je nach den Umständen, aber keine Alternative ist. Inzwischen bin ich mit dem ICE ab Basel bis kurz vor Mannheim gekommen. Der Akku meines Netbooks glaubt, er hat noch 50 % Restladung, immerhin. Der kleine, dicke Mann ist bereits in Basel laut schnaufend seinem Schicksal entgegen getrippelt.

Der nächste Zug ab Mannheim wird mich nun bis nach Münster bringen, ein ICE 3 in unüberbietbarer Zäpfchenform und bis zu 300 km/h schnell. Dort wird mich dann ein weiterer seltsamer Taxifahrer mehr oder weniger direkt nach Hause kutschieren. In den kommenden dreieinhalb Stunden soll ich im Auftrag meiner zukünftigen Ehefrau schon mal an der Hochzeitsrede arbeiten, man kann ja nie früh genug damit anfangen. Nun, es gibt Schlimmeres. Einen leeren Netbook-Akku zum Beispiel...

JOHAN UND QUINTUS

Aller Anfang ist schwer, dachte Johan, als er sich an seinen kleinen Schreibtisch setzte. Wie fange ich bloß an, fragte er sich. Er starrte auf das weiße Blatt Papier vor ihm. War Weiß nicht vielleicht zu schlicht? Er setzte den Bleistift an. Und hob ihn wieder ab. Nein, so konnte das nichts werden. Er stand wieder auf, und suchte in der Schublade einer Kommode, dann in einer anderen. Er fand einen eingetrockneten Kugelschreiber, dann uraltes Briefpapier mit Blümchenmuster, das schon ganz verblichen war. Noch einen Buntstift, einen verrosteten Federhalter, einen Anspitzer. Schließlich gab er es auf, spitzte den Bleistift an, und legte alles in die erste Schublade.

Er nahm seine abgetragene Lieblingsjacke, seinen Hut und seinen Stock und ging nach draußen. Quintus, sein Hund, hörte ihn kommen, erhob sich aus dem Schatten des

Autowracks, wo er seinen Mittagsschlaf zu halten pflegte, und kam ihm entgegen getrottet. "Quintus, alter Junge, lass uns ein bisschen Wandern gehen, wird uns gut tun", sagte Johan, und zusammen schlurften sie den Pfad vor der Hütte hinauf zu den Hügeln. Ein kleiner Bach verlief neben dem Weg, zusammen schlängelten sie sich aufwärts, wo das Gras immer dünner und blasser wurde.

Oben auf der Höhe blies ein kalter Wind über uralte Baumstümpfe, das Klima was sehr rau geworden in den letzten Jahren. Quintus war alt, und Johan war auch alt. Quintus war sein fünfter Hund. Er konnte nicht mehr so schnell laufen wie früher, und Johan dachte an die vielen, oft wochenlangen Wanderungen, die sie einst zusammen unternommen hatten, immer auf der Suche nach nützlichen Dingen und Tauschobjekten. Sie hatten sich im Laufe der langen Jahre ganz gut eingerichtet, aber es wurde immer seltener, dass sie unterwegs auf andere Wanderer trafen. Oder

lag es daran, dass ihre Wege immer kürzer wurden? Johan konnte es nicht sagen.

Einige Stunden später sank die kleine blasse Sonne im Südwesten hinter die Berge, und Johan und Quintus beeilten sich, wieder nach Hause zu kommen. Dort klappte Johan die schweren Läden vor das einzige Fenster und ging mit Quintus hinein. Hinter sich schloss er die doppelte Stahltür. Lange her, dass er sie aus der Ruinenstadt hierher geschleppt hatte, mit der Hilfe eines Freundes, der schon lange nicht mehr da war.

Er fachte das Feuer an und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Eine Tranlampe beleuchtete das Papier, und Johan musste noch eine kleine Fackel anzünden, um genug Licht zu haben. Seine dicken, harten Finger griffen erneut nach dem Bleistift. Die Gedanken waren nun klarer. Und so begann Johan zu schreiben, während Quintus auf dem abgetretenen Teppich lag und ihn beobachtete.

NACHBEMERKUNG

Wenn Sie, lieber Leser, es bis hierhin geschafft haben: Herzlichen Glückwunsch! Vermutlich gehören Sie zur geduldigen Sorte Mensch. Dass Geduld eine lobenswerte Tugend ist, brauche ich Ihnen wohl nicht noch einmal zu sagen. Ich selbst betrachte es ebenfalls als eine Lebensaufgabe, Langmut und Geduld zu lernen, zu üben und zu praktizieren – mit wechselndem Erfolg allerdings.

Vielleicht hat Ihnen die manchmal etwas achterbahnmäßige Abwechslung der Sujets aber auch gefallen? Das würde mich natürlich sehr freuen, mehr als jeder Geduldsbeweis.

Wie auch immer, Sie ahnen (oder befürchten), dass womöglich noch mehr solcher Geschichten ins Haus stehen. In der Tat darf man hoffen, dass in endlicher Zeit ein Reisebericht „Sieben Tage Mallorca“ ent-

steht. Im Moment hänge ich etwas bei Tag Eins fest – aber ich habe immerhin schon die Kapitel „Vorbereitungen“ und „Hinreise“ fertig. Sollten Sie über einen Internetzugang verfügen, können Sie die bisherigen Kapitel und noch einige andere Texte in einem sogenannten „Blog“ nachlesen. Geben Sie in Ihrem Internet-Browser einfach

www.herrelling.blogspot.com

ein. Dann können Sie neben kontextbezogener Werbung und einem tagesaktuellen Bibelvers auch nachlesen, was es mit dem Herrn Elling auf sich hat und was der hier will. Sie finden dort auch bislang ansonsten unveröffentlichte Texte. Ob diese die Mühe des Findens wert sind, entscheiden Sie ganz allein selbst. Herr Elling würde sich jedoch über eine Bewertung oder gar einen Kommentar sicher freuen.